

Nr. 193. Bromberg, den 25. August 1932.

Verrat an Woltmann.

Von G. Panstingl.

(4. Fortsetzung.)

Vor ihm stand der russische Arzt in der erdfarbigen Uniform und betrachtete ihn neugierig.

„Na, wie geht's denn?"

Woltmann schaute ihn verblüfft an. Der Arzt lachte.

„Was, da schauen Sie! Aber das ist bei uns nicht selten. Viele unserer Ärzte studieren im Ausland. Ich habe in Wien und Berlin studiert. Aber sagen Sie mir doch, wie Sie sich fühlen?"

„Ich weiß es eigentlich nicht. Ich weiß nur, daß ich mich gestern viel schlechter gefühlt habe."

„Das ist jedenfalls ein gutes Zeichen. Können Sie sich aufsetzen?"

Woltmann versuchte es. Und wahrhaftig, es gelang. Er mußte sich zwar am Bettrand stützen, aber er blieb sitzen. Sein Selbstvertrauen wuchs schnell. Der Doktor preßte ihm einen großen Wattebausch, den er erst in eine rote Flüssigkeit getaucht hatte, auf den Kopf.

„Ich muß den Teil des Verbandes auflösen, der an Ihrer Wunde festgeklebt ist. Das wird ein paar Augenblicke dauern."

Die Kälte der feuchten Watte tat Woltmann wohl.

Nach etwa einer Minute zog der Doktor die durchschnittenen und nun aufgeweichten Verbandteile ab.

„Nicht zucken, auch wenn ein paar Haare mitgehen."

Der Doktor sprach wie zu einem Kind. Woltmann mußte lächeln, obwohl wirklich ein paar Haare mitgingen. Dann nahm der Doktor eine Schere und schnitt ganze Bündel aus seinem Haar heraus.

„Vorgestern habe ich Ihnen nur einen Notverband anlegen können, aber heute möchte ich doch sehen, wie Ihre Wunde ausschaut."

Er arbeitete eine Zeitlang mit Wattetupfern und Schere daran herum. Dann lachte er auf.

„Das ist eine der komischsten Wunden, die ich je gesehen habe! Die Kugel ist hinter dem Haaransatz herein, dann am Schädelknochen abgeglitten und zwischen Haut und Bein weitergelaufen und hinten wieder herausgefahren. Praktisch gesprochen ist Ihnen nicht mehr passiert, als wenn Ihnen jemand mit einem Prügel einen Hieb über den Schädel gegeben hätte."

Woltmann atmete auf.

„Gefahr besteht keine, und wenn Sie nicht wollen, dann brauchen Sie nicht ins Bett zurück. Der Knochen ist nicht beschädigt. Zumindestens kann ich keine Beschädigung feststellen. Vielleicht, daß die Kugel ein paar Splitterchen losgerissen hat. Aber die kommen dann wohl von selbst zum Vorschein. Sie werden noch ein paar Tage Kopfschmerzen haben, und dann ist die Sache vorüber."

Der Doktor legte ihm einen Verband an, der ihm aber die Augen nun freiließ. Dann befahl er ihm, im Zimmer herumzugehen. Auch dies gelang ganz gut.

Befriedigt wollte der Arzt weggehen, da flüsterte einer der beiden Wärter ihm einige Worte zu. Ein kurzes Zwiegespräch folgte; dann drehte sich der Doktor scharf auf den Fersen um und fragte Woltmann plötzlich in geändertem Ton:

„Wi goworite po Russky?" — (Sprechen Sie russisch?)

Woltmann hatte die Geistesgegenwart, ein erstauntes Gesicht zu machen und zu fragen: „Was meinen Sie, Herr Doktor?"

„Ob Sie russisch sprechen? Der Wärter sagte mir, daß Sie gestern am Wagen Wasser verlangt und dabei das Wort „Woda" gebraucht haben."

Woltmann zwang sich zu einem Lächeln.

„Sie kennen ja Wien, Herr Doktor. Unsere Familie hatte, wie viele andere, ein tschechisches Dienstmädchen. Und von der habe ich etwas tschechisch gelernt."

Das Gesicht des Doktors hellte sich auf. Dann sagte er plötzlich:

„Machen Sie einmal das Kreuzeszeichen."

Verblüfft hob Woltmann seine rechte Hand erst langsam zur Stirn, dann herunter zur Brustmitte . . . und dann schoß es ihm wie ein Blitz durch den Kopf, und er erkannte die Gefahr, in die ihn die anscheinend so einfache und harmlose Frage gebracht hatte, und er legte die Fingerspitzen erst auf die linke Brustseite und dann auf die rechte und nicht so, wie ihn die Mutter gelehrt hatte, erst auf die rechte und dann auf die linke Seite. Sie, die Russin, hatte ihn das Kreuzeszeichen der orthodoxen russischen Kirche gelehrt, obwohl er nicht in dem Glauben ihrer Kirche erzogen wurde.

Seine Geistesgegenwart hatte ihn gerettet. Befriedigt lachend verließen der Doktor und die russischen Träger das Zimmer.

Woltmann aber wankten die Knie, und er mußte sich niedersetzen. Er begann zu begreifen, daß das Verschweigen seiner Kenntnis von Rußland und dessen Sprache eine unendlich schwierige Aufgabe sei. Aber es war eine gute Lehre, die er erhalten hatte, und sie trug ihre Früchte. Von nun ab wurde er vorsichtiger.

Bald kehrte seine Erinnerung zurück zu seinen Kameraden. Ob sie ihn wohl für tot hielten? Und dann schreckte ihn ein Gedanke auf. — Herma und sein Vater! Er mußte diesen beiden, die das Teuerste in seinem Leben waren, so rasch wie möglich Nachricht geben. Er suchte in seinen Taschen nach seinem Bleistift. Es war ein kleiner Schiebebleistift aus Gold, den Herma ihm geschenkt hatte. Er suchte und suchte. Vergebens, der Bleistift war weg.

Die Tür seiner Stube stand offen. Er trat hinaus. Auch vor dem Haus war kein Wachtposten, der ihn gehindert hätte. Er ging langsamen Schritts durch die Dorfstraße. Die russischen Soldaten glotzten ihn an, ohne ihn aufzuhalten. Da kamen ihm zwei Offiziere entgegen. Er grüßte und sprach sie auf französisch an. Beide verstanden ihn. Einer davon sprach sogar ein so tadelloses Französisch, daß man ihn für einen Pariser hätte halten können. Er bat sie, ihm aus der Verlegenheit zu helfen, worauf sie ihn bereitwilligst auf das Regimentskommando führten. Er bekam, was er nötig hatte, und bald waren die beiden Postkarten geschrieben.

Am Nachmittag brach das Regiment wieder auf. Er bekam seinen Platz auf einem der Sanitätswagen, und als sie nach etwa drei Stunden zu einer Bahnstation kamen, wurde er dort dem Bahnhofskommando zum Weitertransport übergeben.

Auch von der Bahnstation schrieb er an Herma und seinen Vater. Dann wurde er mit einem Soldaten als Bewachung weitergesandt. In Etappen ging es nun gegen Moskau. Von dort wurde Woltmann nach zwei Tagen weitergesandt und landete im buchstäblichen Sinne des Wortes in einer kleinen Landstadt an der Wolga, die Romanof-Borisoglebsk hieß. Den letzten Teil der Reise hatte er auf einem Wolgadampfer zurückgelegt.

Nun kam er in sein erstes Gefangenenlager. Es war nichts anderes als ein ausgeräumtes, einstöckiges Haus mit einem ungepflegten Obstgarten. Er traf dort einige andere österreichische Offiziere und auch zwei Ungarn. Im ganzen waren es dreizehn Herren. Auch sie waren erst vor zwei Tagen gekommen und hatten versucht, sich in dem ungastlichen Haus einigermaßen einzurichten. Es hatte ein Stockwerk, und zwei Zimmer mit einer Küche waren den Gefangenen zugewiesen. Die Einrichtung bestand aus zwei Tischen, einer Bettstelle mit Strohsack, einem Stuhl für jeden Offizier und zwei Petroleumlampen. Das war buchstäblich alles. Die bereits anwesenden Offiziere hatten sich Kochlöffel aus Holz geschnitzt, ein paar Bratpfannen gekauft und arbeiteten fleißig daran, aus der trostlosen Behausung eine Art Heim zu machen.

Woltmann hielt mit und tat sein Bestes, und tatsächlich hatten sie in etwa zehn Tagen die allernotwendigsten Geräte für den Hausgebrauch. So wie Woltmann hatten auch alle anderen von jeder Station nach Hause geschrieben, natürlich auch von ihrem jetzigen Aufenthalt, und mit fieberhafter Ungeduld erwarteten sie die erste Nachricht aus der Heimat. Wer würde der Glückliche sein, der sie erhielt? Jeden Morgen wurde der diensthabende russische Unteroffizier mit Fragen nach der Post bestürmt. Endlich kam der große Augenblick. Der Unteroffizier kam mit geheimnisvoll lachendem Gesicht und verbarg zwischen seinen großen Händen eine Karte. Er ließ alle raten, für wen die Karte sei. Endlich überreichte er sie Woltmann, der sie begierig ergriff. Er wagte im ersten Augenblick nicht, darauf zu sehen. Von wem war sie? Von Vater oder Herma? Von beiden hätte es ihn gefreut. Und doch hoffte und wünschte er im stillen, daß sie von Herma sei. Er sehnte sich nach einer Nachricht von ihr. Sie kam aber von einer dritten ganz unerwarteten Seite, nämlich von einer schwedischen Bank.

„Wir teilen Ihnen mit, daß wir Ihnen infolge telegraphischen Auftrags des Bankhauses Woltmann in Wien eine Summe von 150 Rubeln überweisen."

Halb enttäuscht ließ Woltmann die Karte sinken. Und doch — schließlich und endlich war auch diese Karte ein wichtiges Lebenszeichen von zu Hause! Sie sagte ihm, daß die Seinen — Vater und Herma — nun wußten, daß er gesund und heil in russischer Gefangenschaft saß. Von seiner Verwundung hatte er nichts geschrieben. Er konnte nun jeden Tag auf eine eigene Nachricht von ihnen warten, denn natürlich war die telegraphische Anweisung schneller gegangen als ein gewöhnliches Poststück. Richtig kam nach weiteren vier Tagen die erste Postkarte für ihn. Sie war von seinem Vater und enthielt nur ein paar kurze, liebevolle Zeilen, die Woltmann tiefgerührt las. Sichtlich fürchtete sein Vater die russische Zensur, von der man wußte, daß sie äußerst streng war und rücksichtslos Briefe wegwarf, in denen oft ganz unverfängliche Wendungen ihren Argwohn erregten.

Als aber die Tage dahinzogen und eine zweite und dritte Nachricht von seinem Vater und noch immer keine von Herma kam, wuchs von neuem seine Unruhe. Zuerst suchte er natürliche Erklärungen für dieses Ausbleiben von Nachrichten zu finden. Vielleicht hatte Herma nicht vorsichtig genug geschrieben, so daß die Zensur ihre Karten vernichtet hatte. Kaum war dieser Gedanke in ihm aufgekommen, so schrieb er ihr, daß sie ihm doch umgehend eine kurze Nachricht über ihr Befinden zukommen lassen solle. Aber es vergingen die Tage, ohne daß eine Antwort kam. Seine Ungeduld und Unruhe stiegen mit jedem Tag. Er zerbrach sich den Kopf, um irgendeine Erklärung zu finden. Jeder neue Tag brachte eine neue Enttäuschung.

Er wurde nervös und gereizt und mußte alle Selbstbeherrschung aufbieten, um seinen Kameraden gegenüber nicht durch unliebenswürdiges Benehmen aufzufallen.

Ihn hatte plötzlich der Gedanke gepackt, daß sie schwer krank sein könne, und er schrieb ein paar flehentliche Zeilen an seinen Vater mit der Bitte um klare und schonungslose Auskunft.

Nach etwa zwölf Tagen kam eine Antwort, die ihn keinen Schritt näher zur Lösung des Rätsels brachte. Auf der Postkarte seines Vaters stand nur folgendes:

Teurer Junge,

. . . ich möchte Dir gerne die gewünschte Aufklärung geben. Aber ich kann es nicht. Ich weiß nämlich selbst nichts Genaues. Herma ist wohlauf; weigert sich aber entschieden, mir eine Auskunft zu geben. Das einzige, was sie mir mitteilte, war, daß sie vom Regiment . . ."

Hier brach das Schreiben ab. Die Zensur, ob die österreichische oder die russische wußte er nicht, hatte zwei Zeilen schwarz durchkreuzt, und es war ganz unmöglich — selbst mit einem Vergrößerungsglas — zu lesen, was darunter gestanden hatte. Wie sinnlos die Zensur arbeitete! Diese Nachricht konnte doch sicher keinen Einfluß auf den Gang des Krieges haben, und doch hatte man sie zerstört. Nur am Ende waren die Worte „Mißverständnis lösen" stehen geblieben.

Mit Aufbietung aller Einbildungskraft suchte Woltmann den Sinn der zerstörten Worte wieder aufzubauen. Es gelang ihm nicht, und nach tagelangem Kopfzerbrechen gab er die Sache auf. Er konnte keine Brücke zwischen den Wortresten finden.

In den nächsten Tagen riß ihn das Schicksal aus seinen trüben Betrachtungen etwas heraus. Sie waren gerade fünf Monate in Romanof-Borisoglebsk gewesen, da kam der Befehl, daß das Lager aufzulösen sei. Die Offiziere hätten in das große Gefangenenlager nach Omsk überzusiedeln. Die Nachricht fiel wie eine Bombe in den kleinen Kreis. Man konnte dagegen nichts tun, man schickte sich ins Unvermeidliche, schrieb die neue Adresse nach Hause, und jeder begann die paar Habseligkeiten zu packen, die er sein Eigen nannte.

(Fortsetzung folgt.)

Tiermütter.

Von Dr. F. Hauchecorne-Köln,
Direktor des Zoologischen Gartens.

Mit mehr oder weniger tiefem Verständnis wandern die Zoobesucher die Reihen der Käfige entlang. Fremdartige Tiergestalten ziehen in bunter Reihe an ihnen vorüber.

Hier und dort werden die Zuschauer länger festgehalten. Da ist irgend etwas Besonderes zu sehen: Vorführungen abgerichteter Tiere, junges Volk oder gar ein Familienidyll — eine Tiermutter mit ihren Jungen. Da bleiben alle stehen, auch solche, die sonst für Tiere nicht viel übrig haben, und ganz besonders die Frauen und Kinder. Welche Rührung, wenn die Äffin mit unbeschreiblich mütterlicher Gebärde die Jungen an sich drückt, und welcher Jubel entsteht unter den Kindern, wenn die Bärin ihren kleinen Tolpatschen „eine runterhaut"!

Genau wie bei uns! Mit größter Genugtuung wird das allseitig festgestellt.

Ist diese ausdrückliche Feststellung eigentlich besonders nötig, als wäre Mutterliebe nur ein menschliches Vorrecht — gerade die Fürsorge für die Nachkommenschaft, der ursprünglichste Trieb, auf den sich die Erhaltung des Lebens aufbaut.

Man meint oft, die Weibchen der einen Art seien bessere Mütter als die der anderen. Dabei ist es nicht anders, als daß die Jungen verschiedener Arten verschiedene Ansprüche an die Dauer und die Gründlichkeit der mütterlichen Pflege stellen. Die Häsin gilt als schlechte Mutter, weil sie ihre Kinderstube irgendwo an einer wenig geschützten Stelle ganz flüchtig anlegt und die Kleinen frühzeitig verläßt. Das Kaninchen dagegen, das für seine Jungen eine ganz versteckte, unauffällige Röhre scharrt und darin ein weiches,

warmes Nest baut, das es mit der Wolle von seinem eigenen Leibe polstert, gilt als eine besonders gute Mutter. Dabei tut jede ihre Pflicht, um die Kinder soweit es notwendig und nützlich ist, durch die erste Jugend zu bringen. Die Junghasen sind schon bei der Geburt sehend und vollbehaart, nach wenigen Tagen können sie herumlaufen und fressen. Kaninchen kommen dagegen in unverhältnismäßig geringerer Größe nackt und blind zur Welt.

Auch von der Mutterliebe gibt die Natur eben jedem Wesen soviel mit, wie zur Erhaltung der Nachkommenschaft gerade nötig ist. Innerhalb der Art gibt es nur geringe Abstufungen. Daß sie aber da sind, das weiß jeder Tierzüchter. Gerade der nicht näher eingeweihte Besucher des Zoologischen Gartens fällt leicht ein allzu hartes Urteil, wenn er eine Tiermutter, die scheinbar ihre Jungen schlecht behandelt, für lieblos erklärt. Man muß sich einmal vergegenwärtigen, welche Zumutungen an die Weibchen dort gestellt werden. Das Tier ist ja oft verhindert, ganz nach seinem Fürsorgetrieb zu handeln.

Die Hirsche, die draußen im hohen Adlerfarn oder im dichten Unterholz des Waldes ihre Kälbchen ängstlich zu hüten gewöhnt sind, müssen sich im Gehege nun in aller Öffentlichkeit zeigen. Der Löwin, die sonst im Schutze des Dornbusches oder gar einer Felshöhle ihre Jungen monatelang verbirgt, schauen im Raubtierhaus Scharen von Besuchern neugierig in die Kinderstube. Die meisten Tiere gewöhnen sich überraschend schnell daran. Aber es ist kein Zeichen geringerer Mutterliebe, wenn eine Löwin, die nicht schonend genug daran gewöhnt ist, in der Aufregung darüber, daß sie ihre nächstliegende Pflicht, die Jungen zu verstecken, nicht restlos erfüllen kann, andere Pflichten vergißt, vielleicht einfach körperlich dazu unfähig wird.

Es ist ja nicht möglich, allen Tieren soviel Freiheit zu lassen wie etwa Pfauen und Perlhühnern, die auch heute noch als alte Haustierarten am besten brüten, wenn sie nur in loser Anlehnung an den Menschen irgendwo im Park ihr Nest anlegen können. Eines Tages kommen sie dann nach wochenlangem Verschwinden mit ihrer Kinderschar wieder zum Vorschein.

Um die Löwenjugend vor dem hemmungslosen mütterlichen Schutzbetrieb zu retten, muß der Tierpfleger gelegentlich eine Hündin zu Hilfe nehmen, der die Furcht vor der Anwesenheit des Menschen schon fremd geworden ist. Dieses Bild fesselt die Teilnahme aller, die es sehen, in höchstem Maße: die Hündin als Pflegemutter junger Großkatzen. So ohne weiteres besiegt allerdings der Muttertrieb der Hündin nicht das Ungewohnte der neuen Pflichten. Durch vorsichtiges Umwechseln der Jungen wird sie überlistet. Etwas weniger Vorsicht, aber viel Geduld erfordert es auch, einer Kuh oder Ziege die Pflege eines mutterlosen Hirsch- oder Antilopenkälbchens zu übertragen. Einfacher, aber im Grunde doch ebenso wird der Glucke die Pflege junger Enten überantwortet. Das bekommt man ja nicht nur im Zoologischen Garten, sondern auch auf dem Geflügelhof zu sehen.

Es gibt aber auch Fälle, wo der mütterliche Trieb so stark ist, daß er sich ohne weiteres auch auf Tiere ganz anderer Arten erstreckt. Die merkwürdigsten Pflegeschaften kommen manchmal zustande. Es erscheint fast wie Jägerlatein, wenn man gelegentlich liest, daß Hauskatzen junge Ratten, Eichhörnchen, Hasen oder Marder annehmen oder daß eine Dackelhündin bereitwillig die Pflege junger Marder übernimmt. Es ist nicht etwa eine besondere Erscheinung in der Gefangenschaft, auch in der Freiheit kommt es vor, daß sich Tiere fremder Jungen annehmen, sogar solcher anderer Arten. Besonders sind es die Vogelmütter, deren Mutterliebe auch dem Locken fremder Jungen oft nicht widerstehen kann.

Das Tagebuch eines Sonderlings.

6 Jahre Ärger, 1 Tag Lachen, 4 Jahre Liebe.

Ein Achtzigjähriger hat, wie die „Münchener Neuesten Nachrichten" zu erzählen wissen, das eigenartigste Tagebuch geführt, das es je gegeben hat. Er hat ganz genau aufgeschrieben, wie er die Zeit seines Lebens eingeteilt hat. Er hat einen Durchschnitt von 25 Jahren genommen und danach die Zeit berechnet, die er täglich für die einzelnen Dinge gebraucht hat. Danach entfielen:

	St.	Min.	Sek.
Auf den Schlaf	7	58	16
Pantoffelsuchen	—	1	12
Rasieren	—	7	48
Bad	—	12	—
Suche nach Kragenknopf	—	1	17
Krawattebinden	—	2	43
Ankleiden	—	12	26
Warten auf Frühstück	—	3	—
Frühstücken	—	12	—
Versuch zu telephonieren	—	—	57
Telephonieren	—	2	13
Gähnen	—	—	7
Nach der Uhr sehen	—	—	4
Haustür aufschließen	—	—	10
Auf Straßenbahn warten	—	3	30

Und so weiter. In seiner Zusammenfassung sagt der Sonderling: „Ich bin jetzt achtzig Jahre alt und habe mein Leben wie folgt verbracht:

	Jahre	Tage	Std.	Min.
Schlafen und Ankleiden	26	312	18	22
Arbeit	21	99	14	40
Schlechte Laune und Ärger	6	116	14	10
Essen und Trinken	5	346	5	12
Warten auf irgend etwas	5	302	16	45
Liebe	4	39	8	27
Ferien	4	12	15	3
Reisen	3	273	18	24
Zeitunglesen	1	243	7	18
Rasieren	—	228	2	52
Schuhe anziehen	—	39	19	18

Das Nach-der-Uhr-Sehen hat 30 Tage seines Lebens verlangt, das Aufschließen der Haustür 28 Tage, das Einstecken des Federhalters 21 Tage, das Binden der Krawatten 18 Tage, im Theater hat er 18 Tage zugebracht, die Nase hat er sich 13 Tage lang geschneuzt, die Zigarren angezündet 12 Tage lang. Nach dem Kragenknopf hat er 12 Tage gesucht, Brillengläser geputzt 5 Tage lang, gegähnt hat er 4 ganze Tage seines Lebens. Für die Kindererziehung hat er 26 Tage gebraucht, für Hundeerziehen 2 Tage. Gelacht aber hat der Mann nur einen Tag 22 Stunden und 3 Minuten. Wahrscheinlich hat sein Tagebuch ihm nicht länger Zeit gelassen.

Fräulein „Double".

Skizze von Alfred Brie.

Wenn eine gut angezogene hübsche junge Dame bemerkt, daß ein Herr, der bereits in der Untergrundbahn kein Auge von ihr ließ, ihr in ein Postamt folgt, so ist sie in den seltensten Fällen so naiv, diese Tatsache einem reinen Zufall zuzuschreiben . . .

Margit Western war nicht so naiv, und sie hatte recht. Bernt Brose war viel zu sehr von sich eingenommen, um auch nur einen Augenblick an seiner Unwiderstehlichkeit zu zweifeln, und als Margit Western in ein Postamt ging, um dort zu telephonieren, folgte er ihr selbstverständlich und las, während sein Blick die kleine Zelle nicht verließ, anscheinend mit großem Interesse die aushängenden Plakate. Die Unterhaltung am Fernsprecher dauerte eine geraume Weile, und Bernt Brose benutzte die Zeit, um zu überlegen, wie er am besten die Bekanntschaft mit der schönen Unbekannten anknüpfen konnte.

Als Margit das Postamt verließ, blätterte er eifrig in einem Telephonregister, aber die junge Dame war noch keine zehn Schritt gegangen, als hinter ihr eine Stimme ertönte. „Welche Überraschung, Sie hier zu treffen, meine Gnädigste."

Margit Western war überrascht stehen geblieben. „Sie scheinen mich zu verkennen, mein Herr."

Aber er schüttelte energisch den Kopf. „Ausgeschlossen. Können Sie sich wirklich nicht mehr meiner erinnern?"

Die Stirn der jungen Dame legte sich in nachdenkliche Falten. „Ich wüßte in der Tat nicht . . ."

„Sie sind doch Lore Loretti, nicht wahr?"

Sie sah überrascht zu ihm auf. „Ich wußte, daß Sie sich irren. Ich bin nicht Lore Loretti."

„Wirklich nicht? Diese Ähnlichkeit ist unglaublich. Gnädiges Fräulein haben eine Doppelgängerin, die . . ."

Margit Westerns Lippen kräuselten sich zu einem Lächeln. „In der Tat?"

Bernt Brose reckte sich entrüstet in die Höhe. „Sie glauben mir nicht, gnädiges Fräulein. Sie nehmen an, daß ich den Namen Lore Loretti nur erfunden habe, um ein Gespräch mit Ihnen beginnen zu können, daß es diese Dame überhaupt nicht gibt."

„Das habe ich nicht behauptet", rief Margit.

„Ich werde es Ihnen trotzdem beweisen. Lore Loretti wohnt Uhlandstraße 177. Ihre Telephonnummer ist H 28 843. Sie können sich sofort im Buch überzeugen . . ."

„Aber ich habe nicht ein Wort gesagt, daß ich daran zweifle."

„Sehr liebenswürdig von Ihnen. Sie sind also überzeugt, daß ich mir nur erlaubte, Sie anzusprechen, weil ich das Opfer einer Personenverwechslung war?"

„Wenn Sie es sagen, muß ich es glauben."

Bernt Brose schritt an ihrer Seite die Straße entlang. „Wenn Sie Lore Loretti kennen, werden Sie meinen Irrtum begreiflich finden. Eine solche Ähnlichkeit . . ."

Margit antwortete nicht, aber ein verstohlener Seitenblick zeigte ihm, daß sie lächelnd zuhörte.

„Lore Loretti ist eine der schönsten Frauen von Berlin", fuhr er fort.

„Sehr schmeichelhaft für mich."

„Sie hat dieselbe schlanke Figur wie Sie, dieselbe wunderbare Haarfarbe, dies entzückende Näschen, die meergrünen Augen . . ." Einen Augenblick hielt er inne. „Darf ich Sie zu einer Tasse Kaffee einladen, gnädiges Fräulein?"

„Mich — zu einer Tasse Kaffee?" Sie sah entzückend aus, als sie mit gerunzelten Brauen zu ihm aufblickte.

„Weshalb nicht? Ob wir hier nebeneinander gehen oder eine Viertelstunde bei dem schönen Wetter auf der Terrasse eines Kaffeehauses sitzen . . ."

Sie dachte einen Augenblick nach. „Nein, ich muß danken. Ich habe bereits eine Verabredung."

Bernt Brose blieb jäh stehen. „Dann bitte ich um Verzeihung."

Ein Blick aus meergrünen Augen hielt ihn zurück. „Vielleicht ein andermal. Jedenfalls sehe ich nicht ein, weshalb Sie mich nicht ein Stück des Weges begleiten können."

Er verbeugte sich, strahlend vor Freude. Keine Frau konnte ihm widerstehen. Selbst dieses entzückende Geschöpf nicht, das seinetwegen jetzt wahrscheinlich einen Freund warten ließ!

An der Straßenecke blieben sie stehen und warteten auf das Blinkzeichen, das den Übergang frei gab. Wie gebannt blickte Bernt Brose auf die andere Seite herüber, schien die Anwesenheit seiner reizenden Gefährtin zu vergessen . . .

Ein Augenpaar, ein schwarzes drohendes Augenpaar, ließ nicht einen Blick von ihm. Eine ältere umfangreiche Dame mit einer gewaltigen Cäsarennase und einer herabhängenden Habsburger Unterlippe verfolgte jede seiner Bewegungen. Was wollte diese Frau von ihm? Wodurch hatte er ihre Aufmerksamkeit erregt?

Endlich blinkte das grüne Licht auf. Kaum hatten er und seine Begleiterin die andere Seite der Straße erreicht, da eilte die Alte auf sie zu. „Du hast Dich um eine Viertelstunde verspätet, Margit", wandte sie sich vorwurfsvoll an das junge Mädchen, ohne Bernt Brose eines Blickes zu würdigen.

„Verzeihung, Tante, ich mußte unterwegs telephonieren. Und dann lernte ich diesen Herrn kennen. Du wirst Dich bestimmt sehr freuen, daß ich ihn gebeten habe, mich zu begleiten . . ."

„Ich mich freuen? Weshalb?"

Wieder zuckte der junge Mann unter ihren Blicken zusammen.

„Weil er einer Deiner glühendsten Verehrer ist, Tante."

Und dann wandte sie sich mit dem Lächeln eines Engels an Bernt Brose. „Nicht wahr, Sie sprachen mit mir unterwegs von nichts anderem als von der schönsten Frau Berlins, von meiner Tante Lore Loretti . . ."

———



Bunte Chronik



Das „Fliegende Geschwader" von Paris.

Das neueste Mittel, mit dem die Pariser Polizeibehörde das sich immer mehr ausbreitende Verbrecherunwesen zu bekämpfen sucht, ist die Errichtung von 600 öffentlichen Fernsprechstellen, die ausschließlich zur Verbindung mit der Polizei bestimmt sind, und deren Zentrale in den Räumen des „Fliegenden Geschwaders" liegt. Diese Telephone sind ähnlich wie die Feuermelder über die ganze Stadt verstreut, und es genügt ein kurzer Anruf von einem derselben, um sofort einen Wagen des Überfallkommandos nach der Anrufstelle abfahren zu lassen. Übrigens hat sich diese neue Einrichtung auch schon in der Praxis bewährt. Passanten glaubten wahrgenommen zu haben, daß in den Räumen eines großen Warenhauses verdächtiges Licht aufblitzte. Sie gaben ihre Wahrnehmung vermittels eines Polizei-Telephons an die Zentrale weiter, ein Wagen des „Fliegenden Geschwaders" war rasch zur Stelle, und es gelang auch tatsächlich, zwei Einbrecher in diesem Warenhause auf frischer Tat abzufassen.



Lustige Ecke



Kindliche Auffassung.



Der kleine Peter guckt zu, wie seine Mami sich vor dem Ausgehen zurechtmacht und sich beim Pudern auch die Augenbrauen nachzieht.

„Warum schreibst du eigentlich auf deinen Augen?" fragt er, nachdem er eine Weile überlegt hat.

Ursache und Wirkung.



„Sagen Se mal, Frau Ehrlich, Sie feiere heut Namenstag un Ihre Mann is nit drbei. Wo is dä eigentlich?"

„Der tut et Namenstagsgeschenk absitze, Frau Dötsch!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.